II. Jahr. Heft 3.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Verfall II / Hugo Neugebauer: Geistlich Nachtlied / Hermann von Pfaundler: Gedichte / Bernhard Jülg: Chopin-Präludien / Ludwig Seifert: Proletarierkind / Karl Schoßleitner: Der Sturz vom Himmel in der Dämmerung / Peter Scher: Die Wurstmaschine / Arthur v. Wallpach: Ursprung / Vinzenz Penn: Kunst in Klausen / Benedikt: Innsbr. Kunstschau VI / Karikaturenfolge 27: Max von Esterle: Defregger.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. Juli 1911. Heft 3.

Verfall / von Carl Dallago.

II. (Fortsetzung)

Ich habe mein Wahrnehmungsvermögen gebadet in der durchsonnten Luft des Märzmorgens, um allen intellektischen Sand fortzuschwemmen, den die Ausdünstung der lärmenden Alltäglichkeit in uns hineinstreut. Nun liegt mein Empfinden klar und wach und durchdringt zuweilen die Gewandung der Dinge.

So greife ich nach dem Deutschtum, das sich mir überall entgegenbreitet, schreiender, anmaßender, unüberzeugter denn je. Es reicht nicht mehr zum deutschen Menschen aus, es ist nur mehr soviel da, ein eingegangenes Menschentum mit der Leere einer Idee zu umwickeln. So wimmelt es heute im Reich und herein bis zu uns von Ideen des Deutschtums, die ihre intellektischen Verfallenheiten hineintragen in die unmöglichsten Dinge. Und wenn wir in den Bergen in der Entwicklung zurück sind, so sind wir es noch mehr im Verfall, und dieser Vorzug wird noch unsre Überlegenheit. Trotzdem ist es so, daß auch wir zuweilen die Boten des Verfalls verspüren.

Es singt zum Beispiel in einer Fremdenstadt meiner Südtiroler-Heimat eine italiänische Künstlerin. In einigen deutschen sogenannten „Intellektuellen", deren Langschädel dabei zuviel Ohr wurden, erweckt die Öffentlichkeit des fremden Gesangs die Idee, ihr Teutonentum öffentlich hörbar zu machen, und sie erheben Protest gegen das wälsche Singen. Oder vom nördlichen Teile meiner Heimat: Dort treibt sich ein Malprofessor herum, der ein solcher nur sein kann, weil er nie einen Schüler hatte. Die freie Zeit solcher Mal-Professur

macht sich schließlich das Deutschnationale als Idee zum Beruf. Den verübt er im ganzen Lande. In meinem vertrautesten Heimatsgebiet ward ihm endlich sein nationales Unwesen verleidet. Wie ich meine Wälschtiroler dafür liebe! Noch lehrt der Professor mit Hilfe der Zeitung sein praktisches Deutschtum weiter. Ich wundre mich nur, wie ein Deutscher so dumm sein kann, den Mann ernst zu nehmen. Doch ich wundre mich auch wieder nicht: es lernt sich von ihm das Praktische. Dieses Praktische in der nationalen Idee: es wächst dort gleichsam aus den Zellen des Verfalls, wo der nationale Mensch eingeht — wo der Nationalismus nur mehr Intellekt ist. Es bedeutet eine Idee, die national einhergehend auf Löhnung ausgeht. Der Nationalismus als das Werbende — als das Verbindende und Kunden Schaffende — als das Täuschende und Ködernde. Es verbirgt sich in ihm am besten jede Art menschlicher Unzulänglichkeit, sogar die Dummheit. Wo fände das falsche und hohle Pathos besser Platz als im intellektischen Nationalismus?

Wie rasch die Menschen das begreifen und aufgreifen, die ihren Verfall einmal greifen! Nicht umsonst gibt sich der korrupteste Journalismus mit Vorliebe einen nationalen Anstrich. Ich sehe hier nach dem vermeintlichen deutschen Süden mit seiner deutschen Kunststadt, deren national anmaßendste Kreise gerade einen größten Mischmasch am Blute aufweisen. Wie sich ihre journalistischen Größen und Jugendbildner kraftvoll national zu gebärden wissen. Was für ein stinkendes Philisterfettflämmchen ist doch dies nationale Leuchten des berechnenden Intellekts!

* * *

Im Norden des Reiches bewegt sich noch immer ein eitles Männlein in selbstgefälliger Gangart vermeintlich in den Fußstapfen Bismarcks, seine intellektisch verfallene Art echt weibisch mit germanischem Tand aufputzend. Karl Kraus hat diesen „National-Intellektuellen" denkwürdig gezeichnet, vielleicht etwas zu grausam, aber das provozierte der antikorruptionistische Anstrich des Mannes. Mich erfreute und erwärmte im allgemeinen die Echtheit der Tonart Kraus', und mir kommt vor, daß sie bald den „Zukunfts"-Mann samt

seinem Verteidiger, dessen falsches Pathos ich noch von den Zeitungen her bis zum Ekel in Erinnerung habe, fast aus den Augen verliert. Es wird eine Tonart — ich wenigstens will es so hören — die gegen den allgemeinen Verfall anstürmt, den gierige Journalisten und Publizisten, um sich wichtig zu machen, überall aussäen, wo sie an Menschen und Dinge rühren, die sie durchschnüffeln und zernagen wie Ratten die Böden und Mauern einer Behausung. Niemand ist vor ihnen sicher, weder Adel noch Bürger, sie fressen sich selbst in das Gesetz hinein und verhetzen und trüben noch mehr Richteramt und Urteil als einst jener jüdische Machttroß den Pilatus. Wenn ein Hund in einer Gegend nur das geringste Anzeichen von Tollwut gibt, bekommt weit über die Gegend hinaus jeder Hund seinen Maulkorb. Gegen die bissige Spürsucht und die tolle Sensationswut der journalistisch publizistischem Köter, die bei Markt und Menge immer Anklang finden und ihren Dachsbau in der Presse haben, gibt es keinen Schutz und keinen Erlaß. Sie dürfen sich in einen verbeißen und einen zerbeißen und das Intimste und Verletzbarste in einem besudeln und verdrecken. Nicht umsonst erachteten größte Tatmenschen wie Napoleon, der den Juden allen Schutz und alle Freiheit gewährte, für die journalistische Publikation zuweilen einen Maulkorb als nötig.

Wir doch wollen weder Maulkorb noch Erlaß. Auch die gemeinsten Übel erschüttern uns nicht als Liebhaber der völligen Freiheit. Wir lassen diese auch allen Übeln. Nur möchten wir ihnen nicht die Begünstigungen und Rechte eingeräumt sehen, die den Vorzügen und dem Adel der Natur zukommen. Wir möchten den Verfall, wie ihn der im Trüben fischende Intellekt und die beutegierige Moral in sich schließen, nicht den Platz der Tugend, die Vorteilslosigkeit anstrebt, einnehmen sehen.

Uns dünkt die Presse als solche heute bereits eine Macht des Verfalls. Es schließt nicht aus, daß sogar Erwähltes — Erlesenes in ihr zum Ausdruck kommen kann. Daß es durch ihre Gunst zum Ausdruck kommt, macht auch hier den Verfall aus. Wäre es nicht Verfall, müßte es durch innere Nötigung — durch den Wert des Erwählten — des Erlesenen an sich sein. Das erleben wir heute nicht

mehr. Überall wird schon um die Gunst der Presse gebuhlt und die Presse so an Herablassung gewöhnt und ihre Macht des Verfalls immer weiter ausgedehnt. Sie läßt sich schon zu allem herab: zu Kunst und Wissenschaft, zu Religion und Moral, zu den Gerichtsverhandlungen, zu Rechtssprechungen jeder Art, zur Sittenpolizei, zu den Verhandlungen des Parlaments. Da und dort darf sie schon drohen, sich nicht mehr herabzulassen. Kaiser und Kronprinz im Reiche hören ihre Erfindung einer Automobilbremse oder von drehbaren Manchettenknöpfen durch die Presse bekannt gemacht in einem Ton, der denken läßt, sie fühlten dabei Ehrung. Man traut kaum seinen Sinnen, so vielseitig und tiefgehend redet überall aus den Spalten der Presse der Verfall zu uns. Es offenbart uns ein wenig, wessen Geistes Kind die Presse ist.

Die Erlesenen eines Volkes sind nicht die Presse — auch das Volk ist nicht die Presse — die Deutschen sind nicht die deutsche Presse — auch die Christen nicht die christliche und die Juden nicht die jüdische. Die Presse als solche, als Werkstätte des Zunftjournalisten — als Niederschlag des eigentlichen Zunft-Journalismus, ist eine Art Unterschlupf für alles Niedrige und Gemeine im Leben geworden, das auf den krummsten Wegen seine Macht- und Herrschsuchts-Gelüste befriedigen will. So bedeutet sie uns, wo ihr dies gelingt, nur mehr das Triumphieren der Gemeinheit einer Menge. Wo sie wirklich die Macht an sich gerissen hat, ist der Verfall und die Gemeinheit auch bereits in allen Dingen. Und wo sie Moral und Satzung diktiert, haben wir die fluchwürdigste Inquisition.

* * *

In Zeiten des Verfalls ist die Kunst immer ein Ausgesetztes. Dies Ausgesetzte von Kunst und Künstler trägt auch unsre Zeit in sich. Zunft-Journalisten sehen es freilich anders: sie sehen eben die Kunst nicht. Man nimmt heute in deutschen Landen Können für Kunst und Könner für Künstler. Und Nur-Könner mögen auch Anklang und Zulauf finden. Könner: das klingt wohl nur innerer Armut wie goldener Reichtum! Es hebt auch die Leute, die ihr Hand-

werk verstehen. So kommen alle Schuster, die ihren geglückten Stiefel machen, zu Verdienst und Ehren. Und Kunst ist nur mehr Handwerk.

Soll ich das der deutschen Kunststadt in Erinnerung rufen? Sie kommt mir ja mit Belegen ungemein entgegen; sie ist eine Könnerstadt geworden. Doch wer möchte zum Beispiel alle die literarischen Könner, die die Kunstmachthaber dieser Stadt aufspüren und einführen, für Künstler nehmen! Ein Könner ist noch lange kein Künstler. Zuerst muß in einem etwas da sein zum Erschließen — das nötige Menschentum. Ohne dieses keine Künstlerschaft. Nun wird man aber umso eher Könner, je weniger in einem jenes Nötige da ist. Es läßt erkennen: wie für die Kunst Verfall ist dieses Gönnertum für das Könnertum. So ist die deutsche Kunststadt auch Gönnerstadt: sie gönnt der Kunst edelmütig das Handwerk.

Das falsche Machthabertum, das gönnerhaften Unternehmungen solcher Art vorsteht, zeitigt auch seine Früchte. So eine Frucht ist das Abhandenkommen des Wertungsvermögens künstlerischen Schaffens. Es kann sich zu solcher Entartung auswachsen, daß geglaubt wird, man könne Kunst willkürlich bestimmen, — es hänge alles nur davon ab, das Richtige zu treffen, die Dinge für Kunst auszugeben, — der Vertrieb tue alles.

Wie (um auch hiefür ein Beispiel zu bringen) Herr Georg Hirth, ein Häuptling derartiger Unternehmungen, seinen Cliquengünstling, Herrn Rudolf Greinz, den Verfasser vieler Tiroler Kalendergeschichten und Marterln, mit Gewalt sogar auf Kosten der antiken Tragödie zum großen Dichter und Dramatiker machen will, stellt ein Höchstes dar an derlei kunstkritischem Unvermögen und kunstkritischer Willkür. Über ein Stück dieses Herrn Greinz, das ein typisches Machwerk darstellt, wie es nur Leute vollbringen, die ihr sprechendes Unvermögen zum Echten durch Vorführung von Gewaltsamkeiten niederschreien möchten, schreibt Herr Hirth in seiner „Jugend": „Im Münchener Volkstheater wurde „Die Thurnbacherin" von Rudolf Greinz unübertrefflich aufgeführt. Das strikte Gegenteil des jetzt so sehr wieder bewunderten Oedipus, da alles, was dieser arme Pechvogel an nächsten Verwandten und menschlichen Empfindungen, gewissermaßen auf einer

Bestimmungsmensur zur Belustigung der Götter, sündigen mußte, hier in dieser Tiroler Einödtragödie als Explosion wirklicher Leidenschaften, wirklicher unverzierter Menschen erscheint." Es ist ernst gemeint, so unglaublich es klingt. Ist nun auch Herr Hirth als Schriftsteller und Kunstkritiker nicht sehr ernst zu nehmen, als eines, der die umfassendsten Verbindungsfäden für Kunstbetrieb in den Händen hält, wiegt doch etwas seiner Rede Sinn. Und so höre ich diesen Sinn: Kunst und Dichtung an sich sind Dreck; erst wir geben ihnen Preise und Wert, — wir erst machen Kunst und Dichtung, die gilt! — Ob das noch Kunstpflege ist? — Gewiß, wenn darunter verstanden wird: daß die Kunst als Verfall erst die Kunst als Geschäft in Gang bringt. —

Das falsche Machthabertum des Journalismus aber hat auch manchen besseren Mann im kunsttauglichen Sinn für die Kunst verdorben. So: Richard Muther, der uns das schöne Büchlein über Millet schenkte. Die Kunstanschauungen jedoch, die uns sein letztes großes Werk übermittelt, machen einen fast glauben, daß auch er ein Opfer des Journalismus geworden in dem Sinn: daß er, dem die Zeitungen und Zeitschriften ungemein gefügig waren, den Rang eines Kunstwerkes schließlich nur mehr seiner Macht und Willkür überlassen wähnte. Er hätte besser getan, einzusehen, daß der Journalismus sein Selbst angekränkelt und die Kräfte seiner Natur, das Entscheidende zur Einwertung eines Kunstwerkes wahrzunehmen, arg geschädigt habe.

Ich habe hier kleine Dinge berührt, weil sie eben in mir lagen. Wo Größeres und Großes daneben liegt, haben wohl auch sie ihre Berechtigung.

* * *

Das Ausgesetztsein von Kunst und Künstler fördert auch der Sozialismus, wo er intellektisch — wo er als Idee auftritt und diese Idee in die Sphäre der Kunst hineinträgt. Aufgabe des Künstlers jedoch ist es, Natur und Menschentum und nicht Ideen zu formen, die dort entstehen, wo der Mensch als Natur eingeht. Eine Idee dieser Art, sozialistischem Boden entwachsen, bekundet der Ausspruch: „Ohne sozialistische Tendenz erreichen wir keine sozialistische Kunst. Und wenn wir es nicht zur sozialistischen Kunst bringen können, ist

unsre Weltanschauung ein seelenloses Etwas." Er zeigt beinahe drastisch das Nicht-Erfassen von Kunst und Künstler — die Abwehr gegen ihr Aufkommen — das Ausgesetztsein der beiden Begriffe. Er läßt erkennen, daß man noch immer nicht weiß, daß es keine sozialistische Kunst gibt — noch, daß die Seele flüchtet, wo die Idee herrschend auftritt, — daß die Seele Natur und ein Innerliches ist, daß sie eine eigenwillige Kraft — eine selbstherrliche und nicht soziale Macht ist.

Man weiß auch immer noch nicht, was Sozialismus ist: daß er ein aufgepfropftes dürres Reis auf abgestorbenen Menschenbäumen ist: daß er eine entartete und verfallene Macht darstellt. Ist menschlich nicht mehr als gesellschaftlich, bedeutet human nicht mehr als sozial? Wie sollte auf einmal das Soziale über alle Humanität triumphieren dürfen? — Ist es human, wenn mehrere sich zusammentun, aus der Überlegenheit des Einzelnen ein Verbrechen zu machen? Und ist es etwa human, die menschliche Natur zu verschneiden — zu vergewaltigen und sie dem Wahn einer Idee zu opfern? Man schaue doch so eine Idee nahe genug an und durchschaue sie einmal: was für ein Wahnwitz — was für ein Ungeheuerliches dabei herauskommt!

Ich nehme nochmals Herbert Spencer vor, der als Soziologe den Deutschen noch voraus ist.

Das Wenige, was ich von diesem Gelehrten kenne, der die Soziologie samt ihrer Moral gleichsam zu seiner Philosophie gemacht hat, widersteht so sehr meinem Empfinden, daß ich immer in Aufregung gerate, wenn ich an ihn denke. Ich sehe in ihm eine an natürlichem Menschentum verarmte Persönlichkeit, die völlig vom Intellekt geleitet ist, der wiederum die umfassendsten Ideen ausheckt von der Macht der Zivilisation. Ich ersehe an diesen Ideen erst deutlich, wie diese Macht der Zivilisation Nacht ist, die das freie Tageslicht der Natur nicht verträgt und der Geschlechtlichkeit abhelfen möchte, die wie die Sonne alle Fruchtbarkeit auslöst.

Wenn ich mir vergegenwärtige, wie der nachgiebige Lafcadio Hearn in seinen müden Stunden den Geist Spencer's in sich einließ

und sich ihm widerstandslos preisgab, erhebe ich noch heute die Hände zu fruchtloser Abwehr. Hearn wird gewahr: „Herbert Spencer hat seinen Glauben dahin ausgesprochen, daß die Menschheit auf ethischem Gebiete zu einem Zustand der Zivilisation gelangen wird, der ethisch dem der Ameisen an die Seite gestellt werden kann." Dieser Wahrnehmung folgen Betrachtungen und Grübeleien, die durch ihren Ernst für so verfahrene Richtung ungemein traurig stimmen. Immer mehr Spencer mit seiner Ameisenethik vor Augen habend, spricht sich Hearn schließlich dahin aus, daß die Menschheit den vollkommenen sozialen Gleichgewichtszustand nur erreichen werde, wenn „ein Mittel zur Lösung der ökonomischen Probleme entdeckt würde, etwa so wie die sozialen Insekten sie durch Unterdrückung des Geschlechtslebens gelöst haben." Hat doch Spencer schon „gezeigt, daß die Zeit des größtmöglichen Menschenleids noch bevorsteht, und daß sie mit der Periode des größtmöglichen Bevölkerungsdruckes zusammenfallen wird." — Damit wäre eine Verringerung der Fruchtbarkeit und ihrer Ursache, der Geschlechtlichkeit, in Aussicht gestellt durch Gewaltmittel. Und dies aus ökonomischen Gründen. Dabei verdirbt noch immer die weit größere Hälfte der gebildet zivilisierten Welt nicht aus Mangel am Notwendigen, sondern aus Übermaß an Unnotwendigem. Und der sanfte und gütige Hearn, wie verseucht von den Spencer'schen Ideengiften, betört sich selber mit der Folgerung: „Die höheren Typen einer über dem Geschlechte stehenden Menschheit könnten imstande sein, den Traum eines tausendjährigen Lebens zu verwirklichen." — Ein tausendjähriges ungeschlechtliches Leben mit der Ameisenethik zur Satzung: — Weiß man nun, was sozial ist? —

Und falls man so ein Leben schön fände, — falls es ein Mensch noch schön fände und vollkommen, wäre es altruistisch — wäre es sozial, so ein Leben auf Kosten der Fruchtbarkeit — auf Kosten Anderer so lange auszudehnen? — Wäre da nicht dem mächtigsten Altruismus, dem des Todes, arg mitgespielt? — Wüchse es sich nicht zum schändlichsten Egoismus aus, der nicht einmal der Lust den Verbrauch seiner Kräfte opfern will? Und wohin verläge es das noch immer Höchste unsrer Kultur: die Schöpfungen der

Kunst? Würde eine über dem Geschlechte stehende Menschheit Kunst noch erfreuen können? Kann diese Menschheit Natur noch erfreuen? Der ganzen Natur liegt das Geschlechtliche zugrunde. Und allen Werken der Kunst liegt Natur — liegen die Regungen der geschlechtlichen Kräfte — liegen die Empfindungen einer Seele zugrunde, die vom Geschlechte nicht zu trennen ist. — Ahnt man nun die Art der Höhe dieses Zustandes? Erkennt man die Beschaffenheit der Idee, die jenen „ethischen" Zuständen zustreben möchte, „wie sie die Insektengesellschaften veranschaulichen" sollen, — die Idee, die noch meint: diese Zustände „können nur durch verzweifelte, während Millionen Jahren gegen die furchtbarsten Notwendigkeiten fortgeführten Kämpfe erzielt worden sein." — Die weiter meint: „Nicht weniger erbarmungslose Notwendigkeiten können sich gegebenen Falls der Menschheit entgegenstemmen und von ihr überwunden werden müssen." —

Erhört man hier die Grundtonart: die ideelle Bereitwilligkeit, die furchtbarsten Preise zu zahlen — ein Ungeheures von Gewalt aufzuwenden — auch durch Millionen Jahre, um jene „ethischen" Ideen durchführen zu können? Es bedeutet: die ideelle Bereitwilligkeit, die Menschennatur dem Wahnwitz einer Idee während Millionen von Jahren zu opfern.

Begreift man nun, was Ethik — was Moral — was Soziologie — was Herr Herbert Spencer ist, auf dessen Schuldkonto ich das Gehörte setze. Dabei noch der Humbug, von ethischen Zuständen im menschlichen Sinne zu reden bei Tieren, die uns die Beweggründe ihres Tuns verborgen halten. Man täte wahrlich gut, keine Philosophie ernst zu nehmen, die nicht gelebt wird! — — —

Derlei Mißgebilde intellektischen Wahns bezeugen am besten den Verfall von Samen und Boden, der sie aufsprossen ließ. Sie vermehren den Mißwachs der Menschennatur, und wo diese wohlgeraten ist, legen sie Ketten um sie und umstellen sie mit Mauern, ihre Wohlgeratenheit zu behindern und machen es so nötig, daß ihr Leben ein Ausbrechen wird.

Auch wir sind Ausbrecher, die wir noch auf die unge-

brochenen Kräfte in uns hören und zu ihnen beten in unsren besten Stunden, daß sie uns nie verlassen mögen. Daß sie uns immer willig unsrer Natur sein lassen — unsrem Egoismus. Denn nur als Egoisten können wir zugleich größte Humanisten sein: Menschen, die ihre Natur zu Ehren führen. Wir, die den Entwicklungsglauben für Wahn nehmen, — die wir die Aufwärtsentwicklung der Menschheit als solcher für Humbug halten und nur das Wachstum des ewig wiedergeborenen Menschen wahrnehmen können — oft bis zu erstaunlicher Höhe, — wir machen dieses Wachstum abhängig von dem Zu-sich-selberkommen — von dem Aufgehen in die eigene Natur, das zugleich das Aufgehen dieser Natur ist.

Dieses Aufgehen wird von der Art des Samens abhängig sein, wie auch von der des Bodens, in dem er zu liegen kommt; die Samenart wiedrum vom Samenspender, nämlich: ob verbrauchte oder aufgespeicherte Kräfte in ihm sind. Das kann sich durch Generationen hinziehen. Das kann sich in ähnlicher Weise auf ein ganzes Volk übertragen. Auf diese Art mögen Völker wie Menschen aufsteigen und vergehen können, wenn ihre Kräfte verbraucht sind. Aber eine allgemeine Entwicklung der Menschheit auf Millionen Jahre hinaus ins Auge fassen, und sie noch in unserm heutigen Sinne ethisch nennen wollen, muß uns neben Humbug auch Unfug sein. Eine wirkliche Kraft — denken wir — wird von der unmittelbaren Nähe — vom offnen Ich so stark in Anspruch genommen, daß es ihr unmöglich ist, eine Allgemeinheit in so weiter Entfernung zu beobachten. Aber die Herren Soziologen und Ideologen übertünchen als Dekadenten den Kräfteverfall des Allernächsten — den Verfall ihrer Natur — mit geschwollener Fernsicht.

Wir aber, unsre Aufgabe erkennend und lösend, vielleicht würdig der größten Humanisten aller Zeiten, — wir stehen zur Menschennatur gegen die Mächte des Verfalls: gegen Einsicht und Wissen, gegen Moral und Sitte, gegen Satzung und Gesellschaft, gegen jede Art Herrschaft des Intellekts und der Menge, — wir verhelfen einzig den Menschen zu ihrer Natur — zum Menschen zurück!

(Fortsetzung folgt).

Geistlich Nachtlied / von Hugo Neugebauer.

Nun ist so weit die Welt,
so strahlend aufgetan
als Bräutigams Gezelt
die Seele zu empfahn.

Es ist der Pfad der Braut
von milden Lampen licht,
sie ahnt, jedoch sie schaut
den Bräutigam noch nicht.

Sie hat das Reisekleid
noch nicht von sich getan,
noch engt sie Raum und Zeit
und aller Dinge Wahn.

O Seele, schwer von Leid,
mit erdenmüdem Schritt,
schon naht, der dich befreit,
schon hör ich seinen Tritt:

des Boten, den entsandt
der holde Bräutigam,
in leuchtendes Gewand
zu kleiden deine Scham.

Wirf du die finstre Tracht
aus Erdenstaub von dir
und hüll dich in die Pracht
von aller Himmel Zier,

so wird das Dunkel licht,
so wird die Stille laut,
schaust du das Angesicht
des Bräutigams, o Braut!

Hermann von Pfaundler / Gedichte.

(Aus einem dieser Tage bei Wagner in Innsbruck erscheinenden Gedichtband)

Du liebe Frau, sag, wenn du Mädchen siehst
Und vielleicht eine, die dir ähnlich ist,
Was denkst du dann?
Vielleicht daran: Du führst sie mir ins Haus
Und dieses Glück wirft keine Schatten aus
Auf dich.
Liebst du so mich?
Denkst du vielleicht, es sollte nicht geschehn
Und betest heiß, ich sollte sie nicht sehn,
Bist meiner Einsamkeit ganz heimlich froh?
Liebst du mich so!?

*

Ein neues Leben: Fern ist alle Glut
Von Seelenlüsten und von Marterstunden.
Der Kampf war lange und die Rast ist gut:
Ich hab einen Frieden gefunden.

Wunschlos und still — und leichten Trittes gehn
Durch eine Welt, die dir ein Jenseits ist,
So fremd! Und wo kein Wachsen und Vergehn
Des Werts und Wesens aller Dinge ist.

Wo nichts mein Eigen ist, doch nichts mir feind
Und kein Besitz die Augen strahlen macht
Und kein Entbehren stößt in Nacht,
Wo Licht ist stets, doch keine Sonne scheint.

Mein neues Leben ist dein Werk gewesen,
Der Hände, die ich nicht mehr streicheln werde,
Der Augen, die ich nicht mehr schauen werde,
Der Seele, deren Rätsel ich gelesen.

Reut dich dein Werk? Soll ich dir böse sein?
Wozu noch Frage, Antwort, leeres Spiel!
Mich kümmert nicht mehr, daß mein Glück zerfiel
Und deines blüht. Mein Herz ward Stein.

*

Kannst mirs sagen, warum die einen
Jagenden Wolken sich Brüder meinen,
Von Tagen träumen, die auf Erden
Nie gewesen, noch kommen werden,
Wie arme Verirrte aus fremden Welten,
Indes die andern ihr Haus bestellten,
Nicht heiße Wangen noch Heimweh tragen
Nach Wolkenzug und verwirkten Tagen,
Und alle doch der gleichen Erde
Kinder sind und ziellose Herde?

Bernhard Jülg / Chopin-Präludien.

Nr. 22.

Eines Abends, während der Hora, raste ein ungeheures Gewitter über das Kloster. Der Regen sauste wie Peitschenhiebe nieder. Die alten Bäume ächzten und stöhnten im Sturm. Viele zerbrachen wie kleines Röhricht. Die Vögel flatterten schreiend und angstverwirrt aus den Blätterkronen, wurden erbarmungslos gegen Mauern und Stämme geschleudert und fielen tot zur Erde. Nur die schlanken, hohen Pappeln spielten und tanzten mit dem Wind — sie neigten sich wie in scherzend vornehmer Abwehr, richteten sich stolz und höhnisch auf und hoben dann jauchzend die Häupter und ließen sich die Mähnen zerwühlen. Unten, gegen die Felsen, wälzte sich das Meer, wie ein Ungeheuer mit tausend Schlünden, und verschlang brüllend das Feuer und das Wasser vom Himmel.

Bei der Hora vermißte einer der alten Väter den jüngsten Novizen, und es hub dann ein ängstliches Suchen im Kloster an.

Man fand ihn aber weder in den Zellen noch auf den Gängen — und in den Sturm hinaus traute sich keiner.

Der Novize aber war draußen. Er hatte heute mehr als je gefühlt, daß der Glaube, die Liebe und die Hoffnung in ihm gestorben waren, alles, die Sehnsucht nach dem Leben und die Furcht vor dem Tod und das Begehren nach der Sünde und der Abscheu vor ihr —: alles, alles. Diese Leere war furchtbarer, als wenn sich ein Heer von bösen Lüsten und Zweifeln auf ihn geworfen hätte. Dann hätte er sich gegeißelt, hätte sich im Schmerz gekrümmt, hätte Gebete der Reue gestammelt. Aber in ihm war nichts. Er fühlte, wie sich eine starre Hülle von Blei um seinen Leib und seine Seele legte. Und doch bäumte sich irgend etwas noch dagegen auf.

Diese Qual war schrecklicher als alle Leiden, die hinter diesen Mauern kauern mochten. Als der Sturm losgebrochen war, hatte es ihn hinausgetrieben — er wußte nicht warum. Er lag platt auf der Erde, am äußersten Felsenvorsprung und klammerte sich an den Fuß einer riesenhaften Zypresse, dem dunklen Trieb alles Lebendigen folgend. Der Regen und der Wind peitschten ihn — er spürte es kaum. Tief unten toste das Meer, aber er sah und hörte es nicht. Er starrte nur grad hinaus, eine namenlose, stumme Frage auf dem versteinten Antlitz.

Da zuckte ein Blitz. Dann erschien in der Wolkenwand vor ihm das Bild der Dreieinigkeit, wie es über dem Altar der Kapelle hing: Gott Vater, thronend, im unbeweglichen Antlitz einen Ausdruck, den niemand beschreiben und niemand denken kann. In den langen grausamen Händen trägt er das Kreuz, an dem der geopferte Sohn hängt. Eine Taube schwebt reglos über seinem Haupt.

Er dachte: Die Sphinx ist kindisch gegen dieses Götzenbild, welches der furchtbarste Ausdruck ist, den die Menschen für das große Welträtsel gefunden haben.

Und — mitten in der Wut des Sturmes, umgeben von Gesichtern, am Rande des Abgrundes — lächelte der Novize, halb müde, halb spöttisch.

Ein Blitz sauste in die Zypresse, die er umschlungen hielt. Sie

barst und ihre Krone löste sich langsam und ächzend vom tief verwundeten Stamm und stürzte dann über den Abhang in das Meer.

Dann war Stille.

Der Sturm hatte plötzlich ausgetobt. Die Brüder fanden den Novizen, noch immer den zerbrochenen Stamm umschlungen haltend.

Er war nicht tot, nur ohnmächtig. Das Feuer hatte ihn nicht verzehren wollen.

Nr. 6.

Der Regen rieselte trostlos, unaufhörlich vom grauen Himmel auf das große einsame Kloster herab. Die Treppen, die Steinfließen, die Schindeldächer überzogen sich mit breiten nassen Schimmern und glänzten matt im trüben Licht. Der Nebel zog lautlos an den Mauern, an den kleinen Zellenfenstern vorüber, hinter denen dunkle frierende Gestalten über Büchern saßen oder, vor einem Kreuze knieend, murmelnd beteten; er umhüllte die Zypressen, unter denen die Mönche ihren Schlaf schliefen, aus dem sie keine nächtliche Glocke zum Gebet aufschreckte; ein schwacher Wind zerfetzte ihn manchmal und dann erschien in der Ferne eine ungeheuere öde Fläche — grau und trostlos wie alles —: das Meer.

Hie und da schwebte durch die Stille der Gänge und Zellen eine Melodie, ein Orgelton, bald dumpf, bald lauter. Manchmal, wenn irgend jemand lautlos eine Türe öffnete, klang es süß und klar.

Denn unten in der Kapelle saß der jüngste Novize bei der Orgel — fast im Dunkeln. Es flackerte bloß das rote Licht vor dem Altar. Von dem großen halb blinden Fenster floß nur ein bleicher Schein aus diesem Regentag herein.

Seine Hände glitten ihm halb unbewußt über die Tasten, während sein Blick in das Dunkel starrte. Draußen fielen die Regentropfen auf die Steinfließen, mit gleichmäßigem, leisem Klingen.

Eine trostlose Müdigkeit legte sich wie eine Last auf den Novizen. Er saß mit gebeugtem Rücken. Er dachte: Wie lange wird diese Eintönigkeit noch dauern? Wann, wie war er hiehergekommen? Er wußte es kaum. Draußen hatte er das Leben und die Liebe und die Freude

vorüberrauschen lassen, ohne die Arme darnach zu strecken. Er wollte nicht. Oder er konnte nicht.

„Ich bin willenlos und feige" — murmelte er. Über der Orgel hing ein Kreuz. Der Novize sah die blutenden Wunden — und fühlte, daß sich nichts in seiner Brust regte — keine Demut — keine Andacht. —

Manchmal war ihm der Gedanke gekommen, vor der Weihe zurückzutreten.

Aber an diesem Regentag wurde ihm klar: nie, nie würde er den Mut dazu finden. Es wurde ihm klar: sein Leben muß verrinnen, ohne Trost und ohne Licht wie dieser Regentag, einförmig wie das Ticken der Regentropfen draußen auf den Steinen — schwächlich wie die flötenden Orgeltöne unter seinen Fingern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und er wunderte sich, daß er kaum Schmerz oder Furcht davor empfand.

Nr. 12.

Es kamen aber Tage, da in ihm eine rasende Wut gegen seine eigene Ohnmacht aufloderte. Dann wuchs die Sehnsucht nach einer Tat, gleichviel ob gut oder böse, riesengroß. Das Böse lockte ihn mehr als das Gute. Während der Hora, wenn die andern ihre Gebete leierten, ertappte er sich bei dem Wunsche, Zwietracht und Neid unter den Brüdern säen zu können, ihre geheimen Sünden zu entdecken und ihre Begierden teuflisch anzuspornen. Die Unzucht sollte wie eine große Schlange, in tausend Farben schillernd, durch die Gänge schleichen, in die Zellen kriechen, sich um zitternde Glieder schlingen. Alle Laster müßten wie die Pest über das Kloster hereinbrechen. Und er würde sie in heimlicher Freude begünstigen, würde die unruhigen Gewissen einschläfern, bis das Übel ungeheuer und unheilbar wäre. Dann würde er ihnen tückisch die Größe ihrer Sünden zuflüstern, würde ihnen die Reue wie brennendes Gift einflößen und würde sich an ihrer Verzweiflung weiden.

In einer schwülen Nacht hatte ihn sein krankes Hirn so lang gequält, bis ihn das Fieber am ganzen Leibe schüttelte.

Es war, als schlügen zwei kleine eiserne Hammer an seine Schläfen, fortwährend, fortwährend. Die Zunge brannte, die Kehle war ihm so trocken, daß es weh tat, einen Tropfen Wasser zu trinken.

Draußen wehte kein Hauch. Ein schwerer Duft lag reglos über dem Klostergarten.

Wo war Kühlung zu finden, in dieser Nacht?

Es fiel ihm die Kapelle ein. Die war kühl wie eine Gruft.

Sofort formte ihm sein Hirn einen neuen Aberwitz:

Hinunter in diese Kirche, wo dieser grausame Gott tronte, heuchlerisch in einem schlichten Brot verborgen! Mit der Faust den Tabernakel einschlagen und das goldene Gefäß herauszerren und klirrend zu Boden schleudern und es zerbrechen —

Ach — das wäre eine Tat, eine Tat! Und die große Müdigkeit darnach, die Erschöpfung, worin er untergehen würde wie in das Nichts.

Er war viel zu klug, um nicht sofort das Lächerliche daran einzusehen. Er haßte ja diesen Gott gar nicht! Im Grunde war er ihm gleichgültig. Aber doch — es getan haben! Ach, er wollte es nur tun, um es dann getan zu haben! Und dann: es würde entdeckt werden. Er würde bekennen. Harte, harte, süße Strafen müßte er erdulden.

Es litt ihn nicht mehr in der Zelle. Er ging in den Garten hinunter. Der Kreuzgang lief um diesen kleinen Garten, voller Thymian, Myrten und Rosen. In einer Ecke des Ganges war eine schwarze Tür, die in die Kirche führte.

Diese Tür schien ihm ein schwarzes Aug, das lockte und lockte. Er starrte es nur an und ging immer näher, immer näher und hörte sein Herz wie in einer fernen leeren Höhle klopfen.

Dann verschlang ihn das Loch. In der Mitte der Kirche stand eine große schwarze Gestalt und ging auf ihn zu.

Da schrie er einen Todesschrei, im wahnsinnigen Entsetzen. Es war nur ein Klosterbruder, der ihn lächelnd beruhigte.

Nr. 3.

Es war ein ganz stiller Nachmittag.

Er saß in seiner Zelle, das kleine Fenster stand offen, aber es

schaute nichts herein als ein viereckiges Stück Himmel. Ein weißer Himmel, in dem keine große Sonne steht, aber über den das ganze Sonnenlicht zerstreut scheint, wie weiße Milch; und eine wohlige befruchtende Wärme strömt herab und die Erde empfängt sie dankbar und Gras und Blumen sprießen. — Unten im Hof plätscherte der Brunnen, fortwährend, gleichmäßig.

Aber wenn man zuhörte, mit geschlossenen Augen, war es nicht gleichförmig. Es war eine ganze Leiter von Tönen, steigend und fallend, lauter und leiser. Manchmal überstürzte sich das Wasser, dann ruhte es auf einen Augenblick aus, dann sang es wieder weiter, glücklich, sorglos, ohne Anfang, ohne Ende.

Eine Amsel wurde in dieser schläfrigen Stille wach und lockte mit ihrem Liebesruf. Sie schwieg, begann von neuem. Und der Gesang des Vogels und der Gesang des Brunnens vermengten sich, liefen eine Weile zusammen, froh, wetteifernd, trennten sich, fanden sich. —

Gott, welcher Friede lag in diesen kleinen, demütigen Dingen!

Er schloß die Augen, beinahe glücklich.

Es kam ein Augenblick, in dem er glaubte, dieses leise Lied da draußen sei das einzig Lebende auf der ganzen Welt. Die Begriffe von laut und leise verloren sich. Es konnte auch ein Getöse sein. Es war vielleicht das klopfende Herz der Erde, des ganzen Weltalls.

Wie lang dauerte dieser Augenblick?

Er schlug die Augen auf.

Der Vogel schwieg. Das Wasser plätscherte, ohne Anfang, ohne Ende.

Gott, welches friedliche Glück lag in diesen armen kleinen Dingen.

Nr. 17.

Und einmal kam eine Nacht, in der alles an ihm vorüberzog, die Vergangenheit, die Zukunft und der Tod.

Er stand am kleinen Fenster seiner Zelle. Es war dunkel, es zogen Wolken über den Himmel, es wehte kühl und feucht. Und es lebte und regte sich alles und sprach mit tausend Stimmen.

Die Quellen stiegen glucksend aus ihren geheimnisvollen Tiefen, die Bäche rauschten wie in den Frühlingsnächten, unten in der Ferne sang das Meer ein ewiges Lied.

Die Bäume ragten schwarz und stöhnten leise und im Gras zirpte und zischelte es und alle Cykaden schrieen stoßweise laut und schwächer, wie ein großes Atmen der Erde.

Von irgendwo her kam es wie von fallenden Blöcken und ächzenden Stämmen. Das Dunkel verwehlte alle Spuren unserer kleinen Arbeit, daß die Erde unberührt und menschenfremd erschien wie am ersten Tag, im Frühmorgen der Welt: und doch wieder steinalt und wissend von ewigen Wahrheiten und ungeheuren Geschicken. Und endlich, in dieser Nacht, stieg im Unglücklichen eine reine, tiefe Sehnsucht auf: Zu sein wie diese dunklen Dinge, die da rauschten und wehten und nicht wußten, daß sie es tun; die sich von ewigen Mächten leiten ließen und glücklich ihren Lauf liefen und nie ihr Ziel verfehlten.

Er dachte: Ich bin dem Leben der Menschen so fremd wie diese Nacht — aber ich kenne alle seine Erbärmlichkeiten.

Nach und nach fielen Gedanken und Erinnerungen von ihm ab wie wertloser Plunder.

Das Gestern und Heute und Morgen rückte in unendliche Fernen. Es gab nichts mehr. Um ihn rauschte die Unendlichkeit.

Wie war er aus dem Kloster gekommen? Die Nacht umfing ihn wie eine Geliebte und er war ihrem schlagenden Herzen ganz nahe. Der Wind blies ihm ins Gesicht. Da wurde er leicht und frisch und rief: Bruder Wind, sei gegrüßt.

Ein Freudentaumel ergriff ihn, daß er anfing zu laufen, zu laufen. Er stolperte, fiel ins kühle Gras und erhob sich lachend — und lief jauchzend weiter — bis zur Zypresse über dem Abgrund. Und mit ausgebreiteten Armen, mit einem Jubelschrei stürzte er sich hinab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht rauschte weiter, ewig jung über den Geschicken der Menschen.

Proletarierkind / von Ludwig Seifert.

Er hat keine roten Kinderwangen,
Sein Antlitz ist ganz wie die graue Stadt,
Die großen Augen vorzeitig matt —
Er ist noch niemals durch den Wald gegangen.

Sein Blick hat ganz die stumpfe Traurigkeit
Der Viertel, welche Blumen nie erhellen,
Durch die der Werke böse Pfiffe gellen,
Wo sich der Armen Elend heiser schreit.

Und doch wie selbst die große graue Stadt
Vor Sonnenuntergang nach kurzem Regen
Bisweilen goldnen Glanz auf allen Wegen
Wie leises Lächeln, wie ein Beten hat:

So kannst bisweilen du ein Schimmern sehn
Der großen matten Augen dieses Knaben:
Da ahnst du, daß die Gottes Liebe haben
Wie Frühlingsblumen, die im Felde stehn.

Der Sturz vom Himmel in der Dämmerung / von Karl Schoßleitner.

Noch waren alle Täler bis zur halben Bergeshöh'
Von sammetblauer Dunkelheit umschlungen,
Die tiefsten Ritzen und die schroffsten Klüfte
Erschienen ausgeglichen und erfüllt
Mit leichten anschmiegsamen Federdaunen
Gleich einem weichen Bette,
Darin sich trefflich und geborgen ruht.

Erst im Erwachen wälzte sich das Land dem Morgen zu.
Wie ein verschlafner, ungeschlachter Riese,
Der seine Augen lange Zeit nicht öffnen kann. —
Ich selber war sein jüngstes Kind
Und trug ein Widerspiel der Dämmerzeit
In meiner Seele —:

Mir waren alle Dinge noch verhüllt
Und schwer mit köstlichen Verheißungen behangen,
Die wundervolle Früchte eines reifen Erntetages
In schwellender Gedrängtheit aneinanderreihten.
Doch nur zu bald verwirrten sich
Die reichen Möglichkeiten
Und schwanden lautlos vor dem argen Feind: —

Der Morgen kam herauf in Erz gerüstet
Und schnellte seine Todespfeile weit voraus;
Wie ein verruchter Jäger schoß er mir
Die Bäume meiner Sehnsucht kahl,
Darauf die Vögel meiner Träume sangen,
Hob unerbittlich alle Schleier weg,
Daß jeder Abgrund auseinanderbrach,
So schaurig nackt und groß. —
Der ungewisse Dämmerschein
War weit und breit verscheucht,
Die hart umgrenzten Schatten fielen in
Das Land — und sie bedrücken meine arme Seele . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Mich tötet dieser Übergang!

Die Wurstmaschine / von Peter Scher.

Tutewich, ein emeritierter Fleischermeister in Sangerhausen, pflegte in grauen Stunden die Summe seiner Daseinserfahrungen in diesen Satz zu formulieren: „Das Leben ist eine Wurstmaschine."

Frau Tutewich äußerte dann immer begütigend und von dem menschlich schönen Drange bewegt, dem unheilvollen Pessimismus des Gatten Einhalt zu gebieten: „Unsinn, Tutewich. — Du hast immer an der Speckseite des Lebens gesessen!"

Aber Tutewich schüttelte traurig abweisend den Kopf. Er war seit der endgültigen Aufgabe des Geschäfts ein anderer geworden. Anfangs hatte es ihm schön und erstrebenswert geschienen, als ein immer noch rüstiger Mann in einer hübschen kleinen Villa zu wohnen und ganz über seine Zeit zu verfügen. Aber es kam alles anders. Im ersten Vierteljahr nach dem großen Umschwung ging es ja noch. Da las er am Vormittag die Zeitung von Anfang bis zu Ende durch, wobei er aus seiner schönen spannenlangen Meerschaumspitze rauchte. An den Nachmittagen aber beschäftigten ihn die Angelegenheiten des Vereins ehemaligen 98er, zu dessen Vorstand ihn das Vertrauen seiner Mitbürger berufen hatte. Man sah ihn auch mit auf den Rücken gelegten Händen durch die Straßen schreiten und unter scheuen Geberden sein ehemaliges Geschäft umkreisen, das ein gewisser Schirdewahn übernommen hatte, über dessen geschäftliche Tüchtigkeit das Publikum noch etwas geteilter Meinung war.

Alles dieses vollzog sich mit einer Regelmäßigkeit, deren besänftigender Wirkung auf die zum Grüblerischen neigende Sinnesart ihres Gatten Frau Tutewich voll und ganz vertraute. Die gemütvolle und lebenslustige Frau sollte in dieser Hoffnung leider enttäuscht werden.

Eines Morgens — es war im vierten Monat nach der Aufgabe des Geschäfts — kehrte Herr Tutewich von dem kleinen Gange, den er, einer alten Gewohnheit zufolge, schon mit dem frühesten zu unternehmen pflegte, mit betroffenem Antlitz zurück. Er

wollte sich schweigend, mit grämlicher Miene, an den Frühstückstisch setzen. Aber seine Gattin, von trüben Ahnungen erfüllt, legte ihre Rechte auf seine Schulter und sprach mit innigem Tone also zu ihm: „Herrjeh, Tutewich — wo sitzt's denn?"

Herr Tutewich würgte schweigend an seiner Semmel. Aber die besorgte Frau ließ nicht locker. Nachdem ihre Milde ihn nicht zum Sprechen gebracht, versuchte sie es mit einer eindringlichen, nahe an Schärfe grenzenden Tonart.

Da brach es grollend aus Tutewich hervor: „Das Leben ist" — er stutzte und vollendete nach einer kurzen Pause, wehmütig lächelnd: „. . . keine Wurstmaschine!"

„Oho", sagte Frau Tutewich, „steht es so? Dagegen muß gleich was getan werden. Du hast zu wenig Bewegung, das werden wir schon kriegen!"

Tutewich strich sich resigniert über den Magen und lächelte schmerzlich. Er benutzte zum ersten Mal die Meerschaumpfeife nicht.

Die nächsten Wochen gestalteten sich für den bedauernswerten Mann zu einem Martyrium. Frau Tutewich, deren angeborener Hang zur Beweglichkeit seit Monaten vergeblich nach Betätigung gelechzt hatte, komponierte vom Morgen bis zum Abend purgierende Getränke, deren Zubereitung ihr, als einer eifrigen Leserin der „Praktischen Hausfrau", kein Geheimnis war. Tutewich rang vergeblich die Hände, wenn er sie, milde Besorgnis auf der schweißbetupften Stirn, mit einem umfangreichen Gefäß auf sich zukommen sah.

„Na, nu is aber genug!" begehrte er nach dem zweiten Literglase in nervöser Wallung auf.

Frau Tutewich sah in mit ihren großen blauen Kuhaugen verwundert an.

„Tutewich?!" sagte sie. Und Tutewich trank, ruckweise mit weit vorstehenden Augen. Er schüttelte sich. In seinem starken Leibe bullerten die bitteren Tränke wie unterirdische Gewässer. Aber je mehr er von den heilkräftigen Mixturen mit entsagender Miene zu sich nahm, umso trostloser wurde sein Gesicht, wenn er am Morgen, von ergebnislosen Ausflügen zurückkehrend, am Frühstückstische Platz nahm.

Dumpfe Schwermut senkte sich auf Tutewichs Seele. Die Sonntagsplauderei seiner Zeitung, deren Witz in früheren Tagen seinem arglosen Gemüt stets ungeheure Heiterkeitsausbrüche abgenötigt hatte, entlockte ihm kaum noch ein resigniertes Lächeln. Hingegen begann die Leichtfertigkeit, die Schirdewahn dem Publikum gegenüber an den Tag legte, ihm schwere Sorge zu machen. Auch das Vorstandsamt bei den ehemaligen 98ern dünkte ihn eine von Tag zu Tag drückender werdende Last.

Frau Tutewich wußte sich bald keinen Rat mehr. Sie hatte im Verlauf eines Monats alle Rezepte, deren sie habhaft werden konnte, durchgeprobt. Nun versuchte sie es mit einem letzten verzweifelten Mittel. Sie kochte nach den Angaben einer befreundeten Apothekerswitwe einen Absud aus Rhabarber, Aloe, Tamarinde und Sennesblättern. Mit diesem Getränk, das einen verblüffenden Geruch verbreitete, nahte sie dem Gatten, als er in einer seiner schwärzesten Anwandlungen mit verstörtem Blick am Fenster saß. Der unselige Mann zuckte zusammen und streckte abwehrend beide Hände aus, indes ein ächzender Laut seiner Kehle entfuhr.

„Anna!" schrie er auf. Aber Frau Tutewich, obgleich vom Klang dieser Stimme im Innersten getroffen, blieb standhaft.

Tutewich griff mit einem beschwörenden Blick nach dem Gefäß, umklammerte mit der anderen Hand die Stuhllehne und trank.

Frau Tutewich sah mit Genugtuung, wie sich der Strom der braunen Flüssigkeit in seinen Mund ergoß. In ihren Augen, die sie, vom Gatten abgewandt, zum Himmel richtete, lag die letzte Inbrunst einer bekümmerten Frauenseele.

Nach einer Weile hielt der Mann mit abwesendem Blick den Topf mit der Öffnung nach unten. Kein Tropfen fiel heraus.

Tutewich sank ächzend, beide Hände auf den Magen gepreßt, in den Stuhl zurück. Keines sprach ein Wort. Frau Tutewich ging schleppenden Schritts auf den Korridor, nahm einen Schlüssel vom Haken und drückte ihn dem Gatten in die Hand: „Ich warte!"

Eine Träne fiel auf den Schlüssel.

Als Frau Tutewich eine Stunde später die Tür zum Zimmer ihres Mannes öffnete, fuhr sie mit einem Schrei zurück. Er saß, noch immer beide Hände auf dem Bauch, im Lehnstuhl, wackelte mit dem Kopf immer hin und her und — weinte.

Da konnte sie nicht mehr an sich halten. Sie zog sich an und rannte zum Arzt. —

Der Doktor schüttelte den Kopf, als er Tutewich in dieser hilflosen Verfassung erblickte. Er sah sich, während er ihm den Puls fühlte, im Zimmer um und erkannte, daß dieser Mann zu viel von dem besaß, was ihm mangelte. Er beschloß, dem Mangel abzuhelfen.

„Nun, nun, Herr Tutewich," sprach er mit milder Stimme, „der Fall ist schlimm, aber nicht hoffnungslos — durchaus nicht hoffnungslos!"

Tutewich ächzte dankbar.

Der Doktor verbreitete sich nun näher über das Übel. Er sah ein, daß eine eingehende Erörterung des Themas dringend nötig war. Sein eiferndes Antlitz glühte, als er seine Darlegungen folgendermaßen schloß: „Denken Sie sich, Herr Tutewich, einen Religionsstifter, der im Augenblicke, wo er sich anschickt, eine Religion der Lebensbejahung zu gründen, von diesem Übel befallen wird! Was wird die Folge sein? Er wird — ich nehme das zu Gunsten seiner starken Persönlichkeit an — zwar nicht von dem Plane überhaupt Abstand nehmen, aber —" die Augen des Doktors funkelten vor Befriedigung — „er wird eine Religion der Asceſe, der Abtötung des Fleisches, kurz: der Lebensverneinung gründen. Da haben Sie es!"

Tutewich nickte krampfhaft und griff sich an den Kopf. Die Ausführungen des Doktors befremdeten ihn eigentlich etwas; hinwiederum schienen sie durch den bestimmten Ton des Vortrags besänftigend auf ihn einzuwirken. —

Der Doktor kam nun täglich und sprach oft stundenlang mit Tutewich. Es hatte anfangs auch den Anschein, als ob seine Bemühungen um den Leidenden zum endlichen Erfolge gedeihen würden. Aber es schien nur so. Tutewich nahm sich zusammen, so lange der Arzt bei ihm war. Hernach war er wieder der Alte.

Eines Tages kam ihm das Gerücht zu Ohren, daß es mit Schirdewahn brenzlig stünde. Das traf ihn ins Herz. Er ging tagelang umher und jammerte: „Die Schande! Die Schande! Das gute alte Geschäft!"

Ein andermal stellte es sich heraus, daß unter den ehemaligen 98ern ein heimlicher Sozialdemokrat sein Unwesen trieb. Das warf Tutewich, den Vorstand, fast zu Boden.

Seine Frau war von allen diesen Schlägen so mitgenommen, daß sie jeglichen Antrieb verlor, irgendwie helfend einzugreifen. Sie ging nun fast täglich zu ihren Freundinnen, die sie bei Kaffee und Kuchen über ihr Unglück zu trösten versuchten. Alles das wirkte zusammen, um die Ereignisse zu jenem Höhepunkt zu treiben, von dem hier nun berichtet werden muß.

Es war am 23. Oktober, an Frau Tutewichs 47. Geburtstag. Die arme Frau hatte sich umso mehr auf diesen Tag gefreut, als sie von ihm eine, wenn auch nur flüchtige, Änderung im Wesen ihres Gatten erhoffte. Aber sie hatte sich bitter getäuscht. Tutewich weckte sie nicht — wie früher — mit einem zärtlichen Kuß aus dem Schlummer. Auch keine Blume, nicht das kleinste Geschenk bewies, daß er sich ihres Ehrentages erinnert hatte. Dafür kam er am frühen Morgen, nachdem er die Post durchgesehen hatte, mit schreckverzerrtem Gesicht laut schreiend in ihr Schlafzimmer gestürzt.

„Hilfe! Hilfe — er ist wahnsinnig geworden!" kreischte sie.

Und Tutewich heulte: „Da hast du's — Schirdewahn ist bankrott! Der Lump! Die Schande! Das gute alte Geschäft!"

Da riß ihr Geduldsfaden endlich. Sie schrie, ganz rot vor Wut: „Du Hanswurst — ist das dein Geburtstagswunsch! Mach, daß du rauskommst! Und koch dir dein Fressen selber, — ich geh meiner Wege! Da hört sich doch alles auf!"

Er raste aus dem Zimmer, Frau Tutewich aber kleidete sich im höchsten Zorn an und verließ in stürmischer Bewegung das Haus.

Nun war Tutewich allein. Er schien sich wenig daraus zu machen, daß seine Frau ihn verlassen hatte. Er lachte sogar mehrmals hellauf. Mit dem Schirdewahnschen Brief in der Hand raste

er durch alle Zimmer, sauste die Treppe hinauf in die erste Etage. Oben sah er die Leiter und kletterte auf den Boden. Er fuhr suchend in alle Ecken, tobte, rollte mit den Augen, stürmte den Weg zurück und kam schließlich in die Küche. Er erwischte eine Lampe, zündete sie an und eilte weiter — in den Keller.

Der erste Verschlag war bis oben mit Kohlen gefüllt; im zweiten blieb er schnaufend stehen. Seine Lippen bewegten sich immerzu. Er blinzelte mit den Augen und versuchte, sich in der Dämmerung zu orientieren. Beim Vorwärtsgehen stolperte er über einen Haufen Kohlrüben. Und plötzlich fuhr er zusammen. Aus dem Hintergrunde glotzte wie ein schwarzes Untier ein plumpes Gestell. Tutewich hielt die Lampe höher. Nun erkannte er es. Er brüllte vor Freude hell auf.

Es war die alte Wurstmaschine, über die Schirdewahn, dieser neumodische Affe, sich lustig gemacht hatte. Na, der war ja weit gekommen mit seiner Firlefanzerei!

Tutewich stolperte näher. Inmitten eines Haufens riesiger Kohlrüben ragte ein mächtiger Holzklotz. Über dem Klotz, schräg hochgehalten durch einen Strick, stand das ungeheure Wiegemesser.

Tutewich wippte, als er dieses plumpe und drohende Ding in seinem ganzen Umfange übersah, wie ein vergnügter Junge auf den Fußspitzen. Er wackelte immer heftiger mit dem Kopfe und stieß merkwürdig glucksende Schreie aus. Und mit einem Male kniete er nieder und legte den Kopf auf den Klotz. Er wendete das Gesicht nach oben und sah nun die Schneide des Messers genau über sich blitzen. So verblieb er einige Sekunden. Seine Finger begannen leise zu zittern; die Zähne klappten aufeinander. Er wollte den Kopf vorsichtig zurückziehen, aber er konnte es nicht. Tausend Dinge schossen ihm durchs Gehirn. Seine Frau, die ehemaligen 98er, eine noch nicht bezahlte Schneiderrechnung und — und — Schirdewahn! Er kreischte laut, fuhr mit der Hand in die Tasche, riß das Messer auf und schnitt, während seine hervorgequollenen Augen zur Seite stierten, mit einem kräftigen Ruck den Strick durch.

Das Messer sauste nieder. Die Lampe verlosch. —

Gegen Abend kam Frau Tutewich, von Gewissensbedenken ge-

quält, nach Hause. Als sie Tutewich nirgends fand, freute sie sich.

„Gott sei Dank, daß er endlich mal ausgegangen ist!" sagte sie, und sie dachte: ein Stündchen hätte ich unter diesen Umständen schon noch bleiben können!

Mit frohen Gedanken ging sie in die Küche und überlegte, was es zum nächsten Mittag geben sollte. Sie dachte: Kohlrüben haben wir lange nicht gehabt!

Sie nahm einen Korb, stieg in den Keller und erraffte in der Finsternis etliche der stattlichsten Rüben.

Als sie wieder in der Küche war und den Korb bei Lichte besah, stieß sie einen gräßlichen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Denn obenauf lag, heftig grinsend, Tutewichs Kopf.

Ursprung / von Arthur von Wallpach.

Eisödnis ist mir Heim, läßt mich beim Rauschen
Der Welle, die dem Gletschertor entspringt,
Der lauten Rede meines Herzens lauschen,
Die zu den Sternen dringt, zu Gott sich schwingt.

Wie aus erstarrten Riesenblöcken sausend,
Dem Nebelland des Tods, das Leben bricht,
Der Schranken spottend, alles überbrausend
Verströme mein Gedicht im Firnenlicht!

(gez. von Max v. Esterle.)

Prof. Franz von Defregger.

Kunst in Klausen.

Die Referate der Tagesblätter haben über diesen Ausstellungsversuch schon alles gebracht, was sich beschreibend sagen läßt. Wer die Aussteller sind und ob ihre Schöpfungen als gut oder schlecht anzusprechen sind, dünkt mich aber weit unwichtiger als die Tatsache, daß die bedeutenderen Künstler nur mit belanglosen Werken oder gar nicht vertreten sind, und daß einzelne hervorragende Stücke nur durch günstigen Zufall der Ausstellung angegliedert werden konnten. Die Erklärung findet man unschwer im mangelnden Interesse der Künstler, die an ausgezeichnet organisierten und im Niveau hochstehenden Ausstellungsmöglichkeiten keine Not leiden, und die gegen kleinere von Laien arrangierte oder stark beeinflußte Unternehmungen gerechtes Mißtrauen empfinden.

Eine Kunstausstellung beabsichtigt, in den meisten Fällen eine Verkaufsgelegenheit, seltener die repräsentative Schau einer Gruppe oder eines Landes, manchmal nur eine Nummer eines größeren Fremdenindustrieprogrammes zu bilden. Die Beteiligung der Künstler richtet sich ganz nach dem Zwecke. Verkaufen will jeder, zu Repräsentationszwecken wird er sein Bestes beitragen, ohne Rücksicht auf Verkäuflichkeit, aus Patriotismus, Ehrgeiz oder sonstigen ähnlichen Motiven. Fremdenverkehrsinteressen zu dienen wird ihm am wenigsten liegen, und wenn er sich dazu herbeiläßt, wird er es aus sekundären Gründen tun und auch nur das „Gloapete" einsenden. Am günstigsten wird sich also eine repräsentative Idee ausführen lassen.

Das haben die Veranstalter der „Kunst in Klausen" ganz richtig geahnt und deshalb legten sie dieser Ausstellung den Plan zu Grunde, einmal alle Künstler, die in Klausen arbeiteten, zu einer vereinten Heerschau zu veranlassen. Sie vereinigten dadurch die Interessen des Fremdenverkehrs, indem sie das Sommerrepertoir bereicherten, mit den ehrenvollen Interessen der Künstler, die aus Klausen ein Malerstädtchen mit rühmlicher und ergötzlicher Historie, mit weinseligem und ulkigem Milieu gemacht haben und ihm ihre Anhänglichkeit gerne bezeugen. Eine strenge Jury war da nicht am Platze. Was eingesendet wurde, war willkommen. Die Verantwortung für die Güte der einzelnen Werke blieb den Einsendern. Es war eine glückliche Improvisation, und die Unkenntnis der Schwierigkeiten verlieh allen Mitwirkenden den nötigen Elan.

Diese Idee des vorigen Jahres ist heuer unglücklicherweise vom Ehrgeiz gekreuzt worden, eine nicht nur originelle, sondern auch gute

Ausstellung zustande zu bringen. Es wurde eine große Zahl von Künstlern eingeladen, die keine Beziehungen zu Klausen haben, die aber gern überall dabei sind oder die der und jener im Vorjahre vermißte. Da der Raum zu klein ist, mußte ausgewählt und eine Jury aufgestellt werden. So kam eine Zwiespältigkeit in die Absichten, welche früher oder später die „Kunst in Klausen" in Mißkredit bringen muß. Wenn man eine „gute" Ausstellung zusammenbringen will, muß man von allen anderen Nebenzwecken absehen, man muß eine Jury aufstellen, die nur aus Künstlern besteht, muß dieser volle Freiheit einräumen und ihr auch das Hängen überlassen, und muß ganz davon absehen, daß Zurückgewiesene eventuell beleidigt sein und Klausen verfluchen könnten. Das Zwitterding, das heuer geschaffen wurde, wirkt nach zwei Seiten zugleich peinlich. Zuerst wurde juriert und gehängt und mancher „Klausener" gekränkt, dann, als die Jury verabschiedet war, wurden nachträglich Kunstwerke eingereiht, um Kränkungen zu vermeiden. Man verlangte künstlerische Sichtung und wollte doch nicht ganz. Das Ergebnis ist ein Mischmasch und ganz gerechte Entrüstung. Und es liegt die Gefahr vor, daß sowohl zurückgewiesene Stammgäste als auch Künstler „die es nicht nötig haben" Klausen von nun ab meiden.

Da kann nur Eines helfen: Rückkehr zum allein richtigen Ausgangspunkt. Man scheide ehrlich den überflüssigen Ehrgeiz, in Klausen eine Art Landesausstellung zustandezubringen, von den wirklichen Motiven, den Fremdenverkehrsinteressen. Wenn man ein übriges tun will, so liegt ein breites Feld der Betätigung vor den Veranstaltern: das lokale Kunstgewerbe. Da sind Schätze zu holen, die Fremden neu und auch den Einheimischen noch interessant genug sind. Das wird anziehen und Absatz finden. Mit halb guten, halb schlechten, halb ambitiösen, halb geschmacklosen Ausstellungen kann man sich keine Lorbeern holen, sondern nur die Mißstimmung der Aussteller und das Achselzucken des Publikums. Vinzenz Penn.

Innsbrucker Kunstschau VI.

Erna Unterberger: Schneelandschaft. Zur Zeit kann man noch nicht sehen, ob es das übliche Farbenklimpern der höheren Tochter, ob es Schmückedeinheimarbeit oder der Anfängerversuch einer edlen Seele ist. Es läßt sich nur konstatieren, daß der Sauerteig, wenn er da ist, noch nicht recht aufgehn will.

O. Hainmüller: Landschaft. Zu wenig Licht und zu wenig Geschlossenheit. Die Pastelltechnik ist sympathisch ausgenützt und spricht für feineres Bedürfnis.

Ernst Lösch: Bleistiftzeichnung. Eine wahre Reklamezeichnung für Hardtmuth oder Faber. Denn es überrascht, wie viel mit dem einfachen Material erreicht ist. Sogar eine gewisse Farbigkeit. Im übrigen ist sie ein wenig zu sehr Tatbestandsaufnahme, von einer Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit, die unmodern ist, aber stets Liebhaber finden wird. In der Wahl des Ausschnittes und der Lichtabstimmung steckt die künstlerische Leistung, genau so wie in einer künstlerischen Photographie; nur bietet diese noch mehr Schwierigkeiten.

Andrä Einberger: Studienkopf. Einberger hat eine mühsame Entwicklung hinter sich. Möglich, daß er zeitweilig unter ein Schlagwort geriet, das ihn zerquetschte. Vielleicht war es das berühmte Wort Andreas Hofer's (oder war es von Alb. Plattner? Man verwechselt beide so leicht —): „Mir Tiroller sein koane Farbler nit." Oder sonst eine unserer tiefen Stammtischweisheiten. Jedenfalls wurde er von einer Hemmung befallen, die ihn hinderte, sich selbst zu bejahen. Noch heute fragen die Fleischtöne seines Studienkopfes „ists jetzt recht?" Es ist aber noch nicht recht. Wirklich unmittelbar gesehen und gemalt sind nur die hellen Partien des Bildes, insbesondere die Primel auf dem Hut. Da richtet sich Einberger plötzlich als Lichtmaler auf. Im Hellen sieht er Feinheiten, die ihm und uns warm machen. Schade, daß er den alten Götzen der tirolischen Düsterkeit nicht ganz hinauswirft.

A. Nikodem: Landschaften, Blumenstück. Sehr ernst gemalt. In dem dunklen, etwas uncharakteristischen Bild der abendlich besonnten Häuser ist manches aufs andächtigste empfunden und aufs beste geraten; nur der dunkelgrüne Vordergrund zu grundlos und luftleer, das Ganze vielleicht allzusehr auf Gegensätze bedacht. Das sehr charakteristische Bodenseebild wirkt etwas flach, weil die Vordergrundwellen zu viel Draufsicht haben und die Häuserreihe des Mittelgrundes zu bestimmt in den Helligkeiten schwimmt und nach vorne drängt. Das Blumenstück ist nur technisch sehr lustig. Benedikt.

Soeben erschienen:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).
Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.
Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten n den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.